

Dieses Papier wurde in der hier vorliegenden ersten Entwurfsfassung am 24. September 2001 fertiggestellt. Die ursprünglich geplante Veröffentlichung in der Reihe "HSFK-Standpunkte" kam nicht zustande.

**Friedensforschung in Kriegszeiten.  
Eine Collage aus der Werkstatt der Wissenschaft  
und ein Argument für die Pflicht zum Umdenken**

*Gunther Hellmann* ©  
24. September 2001

Teil I: Leitgedanken

(vorbereitet als Texteschübe für eine zu veröffentlichende Fassung)

Nicht nur in der Kunst, sondern auch auf den Gebieten der Wissenschaft, der Moral und der Politik fühlen wir uns manchmal gedrängt einen Satz zu äußern, der aufschlußreich und fruchtbar zu sein scheint, obwohl er auf den ersten Blick falsch wirkt. Solche Sätze sind am Anfang ihres Lebens "bloße Metaphern". Manche Metaphern sind jedoch insofern "erfolgreich", als wir sie so unwiderstehlich finden, daß wir versuchen, ihnen zu einem Platz unter den Überzeugungen und damit zur Anwartschaft auf buchstäbliche Wahrheit zu verhelfen. Um dies zu erreichen, geben wir eine Neubeschreibung eines Stücks der Realität, wobei wir uns der durch den neuen überraschenden und metaphorischen Satz nahegelegten Terminologie bedienen. Als zum Beispiel die Christen zu sagen begannen: "Liebe ist das einzige Gesetz", und als Kopernikus zu sagen begann: "Die Erde dreht sich um die Sonne", müssen diese Sätze wie bloße "Redensarten" gewirkt haben. Ebenso waren die Sätze "Die Geschichte ist die Geschichte der Klassenkämpfe" oder "Materie kann in Energie verwandelt werden" auf den ersten Blick falsch, als sie zum ersten Mal ausgesprochen wurden. Ein analytischer Philosoph mit schlichtem Gemüt hätte im Hinblick auf diese Sätze die Diagnose stellen können, sie enthielten "Begriffsverwechslungen" und seien kraft der Bedeutungen solcher Wörter wie "Gesetz", "Sonne", "Geschichte" oder "Materie" falsch. Doch als die Christen, die Kopernikaner, die Marxisten oder die Physiker ihre im Sinne dieser Sätze vorgenommenen Neubeschreibungen von Stücken der Realität abgeschlossen hatten, begann man, diese Sätze als Hypothesen zu bezeichnen, die eventuell sogar wahr sein könnten. Im Laufe der Zeit wurde jeder dieser Sätze zumindest innerhalb bestimmter Forschungsgemeinschaften anerkannt und galt von da an als *offensichtlich* wahr.

*Richard Rorty,*

*Physikalismus ohne Reduktionismus,  
in: ders., Eine Kultur ohne Zentrum. Vier philosophische Essays  
Stuttgart: Philipp Reclam jun. 1993, S. 48-71, hier 68-69.*

Feststellen, was ist, wie es ist, scheint etwas unsäglich Höheres, Ernsteres als jedes 'So sollte es sein'.

*Friedrich Nietzsche, Sämtliche Werke,  
Band 78 (Kröner Taschenbuchausgabe), S. 228.*

Wo eine einheitliche Weltbetrachtung vorzuliegen scheint, da haben wir entweder bescheidene Erfolge in einem engen Bereich und Versprechungen für den Rest, die aber so formuliert werden, als handle es sich schon um Resultate (z.B. die Behauptung, daß die gesamte Chemie ein Teil der Physik sei), oder die Unterdrückung von Phänomenen, die nicht in den akzeptierten Rahmen passen (das gilt besonders für die sogenannten Sozialwissenschaften, die nur darum keinen allzu großen Schaden anrichten, weil der Common sense oder die Künste die fehlenden Bestandteile aufbewahren).

*Paul Feyerabend, Relativismus,  
in: Helmut Seiffert, Gerard Radnitzky (Hrsg),  
Handlexikon zur Wissenschaftstheorie,  
München: Ehrenwirth Verlag 1989, S. 294.*

"Erste These: Wir wissen eine ganze Menge. (...) Zweite These: Unsere Unwissenheit ist grenzenlos und ernüchternd. (...) Vierte These: Soweit man überhaupt davon sprechen kann, daß die Wissenschaft oder die Erkenntnis irgendwo beginnt, so gilt folgendes: Die Erkenntnis beginnt nicht mit Wahrnehmungen oder Beobachtungen (...), sondern sie beginnt mit Problemen. Kein Wissen ohne Probleme -- aber auch kein Problem ohne Wissen."

*Karl Popper,  
Die Logik der Sozialwissenschaften,  
in: Theodor W. Adorno u.a., Der Positivismusstreit  
in der deutschen Soziologie,  
Darmstadt: Sammlung Luchterhand 1972, S.103-123, hier S.103-104  
(Hervorh. im Original).*

Ein vom Autor aufs Papier gesetzter Text ist ein Lebewesen eigenen Rechts. (...)  
Kein Autor ist noch Herr des eigenen Textes, nachdem er ihn entlassen hat.

*Johannes Gross,  
Notizbuch, Vorletzte Folge, 25. Stück, Nr. III.,  
FA(Z) Magazin, Heft 791 oder 792 Ende April/Anfang Mai 1995, S. 26*

W. James: der Gedanke sei schon am Anfang des Satzes fertig. Wie kann man das wissen? – Aber die Absicht, ihn auszusprechen, kann schon bestehen, ehe das erste Wort gesagt ist. Denn fragt man Einen »weißt du, was du sagen willst?«, so wird er es oft bejahen.

*Ludwig Wittgenstein,  
Zettel, § 1*

Frage: Was macht denn einen Helden aus? Antwort: Bewunderung. (...) Aber reden wir bitte über etwas Vernünftiges. Herumreden kann ich nicht leiden. Stellen Sie bitte eine vernünftige Frage und ich werde antworten.

*Sir Karl Raimund Popper  
im Gespräch mit Thomas Kommer und Stefan Niemeyer  
am 18.12.1993, "OSI-Zeitung"  
(der Fachschaft am Fachbereich Politische  
Wissenschaften der FU Berlin), Nr. 18, Februar 1994, S. 9.*

Frage: Wie erwirbt man Schlagfertigkeit, ist sie einem vielleicht sogar angeboren?  
Antwort: Gewisse Charaktereigenschaften muß man haben, um von Natur aus schlagfertig zu sein. Dazu zählt vor allem Risikofreude, die Bereitschaft, eine Eskalation in Kauf zu nehmen. (...) Das alles hat mit Selbstvertrauen zu tun; Selbstvertrauen und die Fähigkeit, schnell denken zu können, müssen einem in die Wiege gelegt sein, wenn Schlagfertigkeit perfekt sein soll. Aber einiges kann man lernen, Selbstbewußtsein zum Beispiel. Es gibt ein wunderschönes Bild, das den Unterschied zwischen Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein illustriert:  
Selbstbewußtsein ist: Das Huhn verliert Federn und macht sich nichts draus.  
Selbstvertrauen heißt: Es wird gerupft und weiß, daß die Federn nachwachsen werden. Selbstvertrauen muß in gewissem Maß vorhanden sein, um Schlagfertigkeit auch als Kunst betreiben zu können. Selbstbewußtsein läßt sich lernen, etwa mit psychologischen Methoden. Auch rhetorische Techniken können erlernt und trainiert

werden.

*Warum müssen wir Schlagfertigkeit lernen,  
Frau Bonneau? Interview mit Elisabeth Bonneau,  
Expertin für Lernpsychologie, Systemdynamik und  
Neurolinguistische Programmierung,  
in: FA(Z) Magazin, H. 883 (31.1.1997), S. 42-43.*

Gedanken springen wie Flöhe von einem zum anderen, aber sie beißen nicht jeden.

*George Bernard Shaw,  
(ohne Belegstelle zugespielt von Christian Büger, 21.9.2001)*

The vision thing. So abschätzig wegwerfend pflegte Präsident Bush zu reagieren, wenn auf mangelnde Kohärenz seiner Außenpolitik, das Fehlen einer politischen Vision angesprochen. Die gleichen Vorwürfe wurden und werden seinem Nachfolger Clinton gemacht. In Wahrheit könnten sie, und mit Recht, gegen jede vernünftige Regierung einer politisch saturierten Nation erhoben werden, auch gegen unsere. Das wirkliche Interesse dieser Nationen gilt dem ruhigen und ordentlichen Fortgang der Dinge. Deshalb ist es für sie normal zu reagieren, nicht zu agieren. Visionäre wollen die Welt verändern, regelmäßig zu ihren Gunsten.

*Johannes Gross,  
Notizbuch, Vorletzte Folge, 62. Stück, Nr. 1.,  
FA(Z) Magazin, Heft 878, 27.12.1996, S. 12.*

Diplomatie ist die Kunst, den Anschein des Sieges zu vermeiden.

*Metternich  
(ohne Belegstelle verteilt über die mailing Liste "ISA Foreign Policy"  
von Deborah Moore Haddad, 2.8.1995)*

Statesmen who build lastingly transform the personal act of creation into institutions that can be maintained by an average standard of performance.

*Henry Kissinger,  
zit. nach Walter Isaacson, Kissinger. A Biography,  
New York: Simon and Schuster 1992, S. 509.*

Die dümsten Ratten sind die, die das Schiff verlassen, das gar nicht sinkt.

*Wolfgang Schäuble,  
zitiert nach FA(Z) Magazin, 2.1.1998.*

National Pride is to countries what self respect is to individuals: a necessary condition for self-improvement. Too much national pride can produce bellicosity and imperialism, just as excessive self-respect can produce arrogance. But just as too little self-respect makes it difficult for a person to display moral courage, so insufficient national pride makes energetic and effective debate about national policy unlikely. Emotional involvement with one's country – feelings of intense shame or of glowing pride aroused by various parts of its history, and by various present-day national policies – is necessary if political deliberation is to be imaginative and productive. Such deliberation will probably not occur unless pride outweighs shame.

*Richard Rorty,  
Achieving our Country.  
Leftist Thought in Twentieth-Century America,  
Cambridge, Mass: Harvard University Press 1998, S. 3.*

Alles sollte so einfach wie möglich gemacht sein, aber nicht einfacher.

*Albert Einstein  
(Belegstelle unbekannt)*

Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! Ich fiel ihm mit Demuth in seine Linke, und sagte: Vater gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein.

*Lessing, Eine Duplik, 1778  
(ohne genaue Belegstelle zugespielt von Reinhard Wolf, 4.6.96)*

Ideen regieren die Welt, oder stürzen sie ins Chaos – mit anderen Worten: alle sozialen Mechanismen beruhen auf Meinungen.

*Auguste Comte,  
übersetzt aus der engl. Fassung von *The Positive Philosophy* (1939),  
zit. nach Merton/Sills, *Social Science Quotations*, S. 42*

Einmal muß man von der Erklärung auf die bloße Beschreibung kommen.

*Ludwig Wittgenstein,  
Über Gewissheit § 189*

## Teil II. Abhandlung

Ob wir (schon) im "Krieg" sind oder nicht, ist in diesen Tagen (noch) heiß umstritten. Viele führende Politiker der westlichen Welt sehen uns im Krieg, viele Friedensforscherinnen und Friedensforscher widersprechen dem vehement.<sup>1</sup> Keiner würde wohl aber abstreiten, daß wir es seit den Terroranschlägen in den USA mit einer ernsthaften internationalen *Krise* zu tun haben. Krisen sind Momente der Gefahr *und* der Chance. Im Chinesischen gibt es ein Schriftzeichen, das den zweischneidigen Wendepunktcharakter des Moments sehr treffend einfängt. Auch das griechische "krisis" bezieht sich auf den kritischen Punkt in einer Krankheit, der entweder zum Tod *oder* zur Besserung führt.<sup>2</sup> Der Krisenbegriff hat sich aber schon seit langem von dieser ausschließlich metaphorischen Bedeutung gelöst und in wissenschaftlichen Fachsprachen durchgesetzt. In den Internationalen Beziehungen bezeichnet er zumeist eine – häufig durch ein unerwartetes Ereignis ausgelöst – qualitativ neue Phase, die vor allem durch zwei Merkmale ausgezeichnet ist: ein (objektiv oder subjektiv) erhöhtes oder sich potentiell erhöhendes Gewaltniveau in der Auseinandersetzung zwischen Akteuren der internationalen Politik und: einer zunehmenden Wahrscheinlichkeit gewalttätiger Handlungen.<sup>3</sup>

Die Terroranschläge in den Vereinigten Staaten haben zweifellos eine außenpolitische Krise für die USA und eine internationale Krise für zahlreiche andere Staaten und Menschen ausgelöst. Manche mögen unter Verweis auf klassische Kriegsdefinitionen (noch) vehement bestreiten, daß wir (bereits) im *Krieg* sind. Wie merkwürdig *dieser* Streit über Begriffe jedoch *in mancherlei Hinsicht* anmutet, zeigt ein kurzer Blick auf eine der derzeit gängigsten Definitionen von Krieg, wie sie nahezu durchgängig in der quantitativen Forschung zum so genannten Demokratischen Frieden verwandt wird. Dort markiert die Mindestzahl von 1000 Toten die definitorische Grenze zwischen Frieden und Krieg. Mehr noch: eine gewaltsame Auseinandersetzung darf dieser Definition zufolge erst dann als "Krieg" bezeichnet werden, wenn diese 1000 Tote *Soldaten* waren, die in einer Auseinandersetzung *zwischen mindestens zwei Staaten* gefallen sind.

Für viele Laien und manche Experten bedarf es keiner weiteren Erläuterung oder

---

<sup>1</sup>Da sich in Krisenzeiten nicht nur die Ereignisse, sondern manchmal auch unsere Meinungen überschlagen, ist es ratsam die Daten zu notieren, an denen Standpunkte wie hier formuliert werden. Dieses Papier, das wie bei "HSFK-Standpunkten" üblich, ausschließlich die Meinung des Autors wiedergibt, entstand zwischen dem 16. und dem 24. September 2001. Für wertvolle Anregungen danke ich allen, die sich in dieser Zeit auf einen Gedankenaustausch eingelassen haben. Besonderer Dank gilt Christian Büger und Benjamin Herborth für zahlreiche Hinweise und Belege.

<sup>2</sup>Vgl. Coral Bell, *Crisis and Policy-makers*, Canberra Studies in World Affairs, No.10, Department of International Relations, The Australian National University, Canberra 1982, S.2.

<sup>3</sup>Zum Krisenbegriff sowie den Erträgen der Krisen- und Krisenmanagementforschung vgl. die Verweise bei Gunther Hellmann, *Weltmachtrivalität und Kooperation in regionalen Konflikten. Die USA und die Sowjetunion in den Kriegen des Nahen und Mittleren Ostens, 1973-1991*, S. 36-39.

Begründung, daß diese alten Begriffe – oder präziser: die Bedeutungen bzw. Definitionen, die wir mit ihnen im allgemeinen verbinden – in der neuen Zeit wenig taugen. Nach den ersten Schätzungen sind dem Terroranschlag in New York und Washington wohl deutlich weniger als 1000 *Soldaten* zum Opfer gefallen. Die Zahl der getöteten (ermordeten?) *Zivilisten* liegt demgegenüber deutlich höher. Zivilisten zählen in der genannten Kriegsdefinition allerdings nicht. Zweitens ist es offensichtlich, dass nur einer der beiden Protagonisten, die USA, das Kriterium “Staat” erfüllt. Solche und ähnliche Argumentationsstrategien werden von Friedensforschern angewandt, um beispielsweise die Aussage zu stützen: “Wir sind nicht im Krieg!”.<sup>4</sup>

Die Eindeutigkeit der Aussage und die Entschiedenheit des Ausrufezeichens mutet abwegig und wissenschaftlich unseriös an. Wie viele Menschen, die wir Experten manchmal mit dem Adjektiv “einfach” belegen, reagieren auf solche Aussagen einfach verständnislos?<sup>5</sup> Eine schnell und unsystematisch zusammengestellte Liste von Fragen, die sich Laien genauso stellen könnten wie Experten, erhärtet die Unredlichkeit dieser simplifizierenden Aussage weiter: Warum eigentlich soll es im *öffentlichen* Diskurs *nicht* gerechtfertigt sein, einen – – – brutalen und vernichtenden Anschlag auf wehrlose Opfer mit jenem Begriff zu belegen, mit dem die meisten Menschen (vielleicht mit Ausnahme des Begriffs “Völkermord”) noch immer das schlimmste Unheil verbinden, das (Gruppen von) Menschen anderen (Gruppen von) Menschen zufügen können? Wiegen die Vorteile, die wir gewinnen, wenn wir den Kriegsbegriff im völkerrechtlichen Sinne für Gewaltakte “zwischen Staaten oder zwischen einem Staat und einer anerkannten Kriegspartei (z.B. einer nationalen Befreiungsbewegung)” reservieren, die Nachteile tatsächlich so eindeutig auf, die sich unter anderem dadurch ergeben, dass der Begriff des “Verbrechens”, der nunmehr neben dem Begriff des Terrorismus die größte Last zu tragen hat<sup>6</sup> in der Alltagsintuition der meisten Menschen eine für notwendig erachtete Differenzierung zwischen unterschiedlichen *Graden* verabscheuungswürdiger Taten nicht mehr

---

<sup>4</sup>“Wir sind nicht im Krieg”, Stellungnahme von Dr. Corinna Hauswedell (Bonn International Center for Conversion, BICC); Dr. Reinhard Mutz (Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg, IFSH); Dr. Ulrich Ratsch (Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft, FEST); Dr. Bruno Schoch (Hessische Stiftung für Friedens\_ und Konfliktforschung, HSFK); Dr. Christoph Weller (Institut für Entwicklung und Frieden, INEF) unter: [http://www.bicc.de/info/pubrel/releases/presseerkl\\_kein\\_krieg.html](http://www.bicc.de/info/pubrel/releases/presseerkl_kein_krieg.html). Die Autorin und drei der Autoren fungierten als Herausgeber des “Friedensgutachten 2001” der genannten Forschungsinstitute. Das Ausrufezeichen findet sich im letzten Satz des im Stile eines “Aufrufes” gehaltenen Textes.

<sup>5</sup>Vgl. die eindringliche Reportage “Zwischen Angst und Hoffnung. Menschen in Deutschland eine Woche nach dem Anschlag”, ausgestrahlt unter anderem vom Sender Phoenix am 20.9.2001, 21.00 - 21.45 Uhr. “Sprachlos” und “fassungslos” zählten zu den am häufigsten verwendeten Worten zur Beschreibung der eigenen Reaktionen; vgl. [http://www.wdr.de/tv/menschen\\_hautnah/archiv/2001/09/19.html](http://www.wdr.de/tv/menschen_hautnah/archiv/2001/09/19.html)

<sup>6</sup>Die Aussage “ein Verbrechen bleibt ein Verbrechen und sollte genauso auch bezeichnet werden” findet sich im Entwurf des HSFK-Standpunkts von Harald Müller, Den Schock verarbeiten, S. 2. (Ob bzw. inwiefern diese Bezüge in einer zu veröffentlichenden Fassung meines Standpunktes wird

zuläßt, weil der Verbrechensbegriff vom Strafrecht bis zum Völkerrecht sich auf den Bankraub genauso beziehen läßt wie auf Völkermord? Wer entscheidet eigentlich, ab wann eine "Kriegspartei" als "anerkannt" gelten kann (die UN-Generalversammlung? der UN-Sicherheitsrat?) und was bedeutet eine solche Kompetenz möglicherweise für andere denkbare Weiterungen in einer Konfrontation zwischen und/oder unter Völkerrechtssubjekten (Staaten) auf der einen und Akteuren, die diesen Status nicht genießen auf der anderen Seite (Terroristen)? Wodurch wäre ganz allgemein das hier und da vernehmbare Ansinnen der Friedensforschung gerechtfertigt, "die Hoheit über den Diskurs zu behalten" und den Gebrauch oder Nicht-Gebrauch von Begriffen wie "Krieg" oder "Kreuzzug" oder "Heiliger Krieg" zu reglementieren? Welche "Hoheit" über welchen "Diskurs"? Haben wir "die Hoheit" – empirisch gesprochen – tatsächlich? Und – normativ gesprochen – aus welchen guten Gründen *sollten* wir sie haben? Manche behaupten, daß die Anwendung von Begriffen wie "Krieg" oder "Kreuzzug" "falschem Denken entspringen". Was genau ist "falsch" an diesem Denken und welche schädlichen Folgen könnten sie haben, wenn wir sie zur Beschreibung der gegenwärtigen Lage verwenden?<sup>7</sup> Ist es nicht verständlich und auch legitim, definitorische Kriterien wissenschaftlicher (Kriegs-) Begriffe, die den Laien im Lichte der Fernsehbilder unpassend erscheinen, in den Elfenbeinturm zu verbannen, und ihnen einfach zuzugestehen, daß sie zu dem, was sie sehen, "Krieg" sagen dürfen? Und haben nicht auch wir Wissenschaftler uns in weit harmloseren Situationen wenig darum geschert, den Kriegsbegriff *metaphorisch* einzusetzen?<sup>8</sup> Warum regt sich unter manchen von uns so heftiger Widerspruch gegen die Formulierung Gerhard Schröders, dass dieser Anschlag eine "Kriegserklärung gegen die zivilisierte Welt"<sup>9</sup> sei? War dies nicht eine genauso treffende Beschreibung der Lage wie die Zusicherung Schröders an die USA politisch und moralisch geboten war, dass sie sich auf unsere "uneingeschränkte, ich wiederhole: uneingeschränkte

---

im Lichte der Endfassung von Harald Müllers Papier zu entscheiden sein.)

<sup>7</sup>Vgl. Müller, Entwurf S. 1

<sup>8</sup>In den "Hähnchen-" oder "Bananenkriegen" zwischen den USA und der EU hat es wirtschaftliche Verlierer (zumeist Großkonzerne), aber keinen einzigen Toten gegeben. Und auch in diversen Fischereikonflikten zwischen westlichen Staaten, in denen Gewalt zwar angedroht, aber, wenn überhaupt, lediglich symbolisch eingesetzt wurde, hat es keinen Aufschrei gegeben, dass wir über den "Kabeljau-Krieg" (Island-Großbritannien zwischen den 1950er und 1970er Jahren) oder den "Steinbutt-Krieg" (Canada und die EU Mitte der 1990er Jahre) forschten (zum sorglosen Umgang mit dem Kriegsbegriff in diesen beiden Fischereikonflikten vgl. Gunther Hellmann / Benjamin Herborth, Fishing in the Mild West: Militarized Interstate Disputes and Democratic Peace in the Transatlantic Community, in der Fassung vom 31. August 2001, verfügbar unter .... hsfk). Zu Definitionsversuchen von "Krieg" aus der Feder von Friedensforschern und aus Zeiten, die wir heute wohl unstrittig als Friedenszeiten bezeichnen würden, vgl. u.a. Reinhard Meyers, Krieg und Frieden, in: Woyke, Wichard, Handwörterbuch Internationale Politik, 7. Auflage, Opladen: Leske & Budrich 1998, S. 221\_239, hier S. 222-223; Klaus Jürgen Gantzel, Krieg, in Nohlen, Dieter, Wörterbuch Staat und Politik (Neuausgabe), Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung 1995, S. 372\_374, hier S. 372.

<sup>9</sup>Regierungserklärung von Bundeskanzler Gerhard Schröder vom 12.09.2001, verfügbar unter [http://www.zeit.de/2001/37/Politik/flugzeugkatastrophe\\_schroeder.html](http://www.zeit.de/2001/37/Politik/flugzeugkatastrophe_schroeder.html). Zur medialen Verarbeitung vgl. u.a. "Deutsche Politiker entsetzt \_ Schröder: Kriegserklärung gegen die gesamte zivilisierte Welt / Solidarität mit Amerika erklärt", in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 12.09.2001, S.2.

Solidarität“ verlassen könnten?

### *Der (Un-) Fall: Wie “die deutsche Friedensforschung” in ihren Frieden hineinzuschlittern droht ....*

Wenn der Dow Jones trotz einer Aufwallung von Patriotismus, wie ihn die USA seit dem 2. Weltkrieg nicht mehr gesehen hat, innerhalb von einer Woche um 14 Prozent fällt; wenn der amerikanische Präsident einen “Krieg gegen den Terror” erklärt und verspricht, daß “der Gerechtigkeit Genüge getan” werde (“Whether we bring our enemies to justice, or bring justice to our enemies, justice will be done”)<sup>10</sup>; wenn die Bundesregierung ohne lange Diskussion und Widerrede bislang strikt abgelehnte Steuererhöhungen und weitreichende Sicherheitsgesetze durchsetzt und Berichte über interne Gedankenspiele zu einem drohenden Koalitionsbruch kursieren;<sup>11</sup> oder wenn deutsche Familien anfangen darüber zu reden, mit welchen Mitteln man – für den Fall, daß man zum Ziel eines Anschlags mit biologischen Waffen wird – auf schnellem und schmerzlosen Weg den gemeinsamen Tod herbeiführen und wo man diese Mittel beschaffen kann – wenn diese und ähnliche Veränderungen eintreten, dann sind dies Zeichen dafür, daß Menschen sich auf “Krieg gegen Terror” vorbereiten – und nicht auf eine Polizeiaktion zur Gefangennahme von Mördern oder Bankräubern.

Was macht unterdessen die Friedensforschung? Auch hier werden, wie in zahlreichen anderen Lebensbereichen, Überstunden gemacht und der Versuch unternommen, durch Medienauftritte und Zeitungsbeiträge Orientierung zu schaffen. Aber es entstehen auch Texte, die Titel tragen wie “Wir sind nicht im Krieg”. An solchen Texten müssen Politikwissenschaftler verzweifeln.<sup>12</sup> Als Politikwissenschaftler *in einer Friedensforschungseinrichtung* empfinde ich es als hoch peinlich, ohne eigenes Zutun – ja: trotz rechtzeitiger Versuche, “rally-around-the-flag” Effekte unter der Flagge “der” Friedensforschung erst dann aufkommen zu lassen, wenn wir gründlich darüber nachgedacht haben, *welche* Friedensflagge wir hissen wollen – mit einer Erklärung in Verbindung gebracht und dafür in Mithaftung genommen zu

---

<sup>10</sup>Address to a Joint Session of Congress and the American People by President George W. Bush, 20 September 2001, verfügbar unter dem Titel “Bush Announces Start of a ‘War on Terror’” unter [http://usinfo.state.gov/cgi\\_bin/washfile/display.pl?p=/products/washfile/latest&f=01092090.tlt&t=/products/washfile/newsitem.shtml](http://usinfo.state.gov/cgi_bin/washfile/display.pl?p=/products/washfile/latest&f=01092090.tlt&t=/products/washfile/newsitem.shtml)

<sup>11</sup>Günter Bannas, Wie viele Kröten schlucken die Grünen. Die internationale Krise könnte in Berlin zum Koalitionsbruch führen, in: FAZ, 22.9.2001, S. 1-2.

<sup>12</sup>Der Schwerpunkt meiner Arbeiten *als Politikwissenschaftler* liegt im Feld der “Internationalen Beziehungen” (IB). Als “IB’ler” lasse ich mir das Etikett “Friedensforscher” genauso anheften wie die Etikette “Konfliktforscher”, “Sicherheitsforscher” oder “Kriegsforscher” – die Wortwahl ist aber wichtig: ich lasse sie mir anheften, wenn dies anderen gefällt. Ich selbst aber gehe am liebsten unter dem “IB”-Etikett haussieren. Der einfache Grund besteht darin, daß hier der Verdacht am wenigsten aufkommen kann, daß ich *für* etwas (z.B. “den” Frieden) statt *über* etwas (z.B. “Krieg”) forsche.

werden, die unausgegoren, unredlich, selbstschädigend und vielleicht sogar gefährlich ist. Einem ferngesteuerten Marschflugkörper gleich wurde diese Erklärung in der Panik eskalierender Kriegsängste gleichsam "präventiv" abgeschossen, sie verfehlte weitgehend ihr Ziel (vor der Bundestagsdebatte am 19.9.2001 von Politikern und der Öffentlichkeit wahrgenommen zu werden), hat aber erhebliche Kollateralschäden in Friedensforschungseinrichtungen und, mehr noch, in der Öffentlichkeit verursacht. Peinlich ist diese Erklärung vor allem deshalb, weil mit "den" "führenden deutschen Friedensforschungsinstituten"<sup>13</sup> Aussagen in Verbindung gebracht werden, die – so hehr die Motive der Abwendung einer weiteren Eskalation des Konfliktes auch sein mögen – eine *Wissenschaft im Erklärungsnotstand* vorführten, wie er hilfloser nicht wirken konnte. Zitat aus der Erklärung: "Politik und Politikberatung sind in einer völlig neuen Weise gefordert Verantwortung zu übernehmen, gesunden Menschenverstand, ethische Grundsätze und fachliche Expertise zu bündeln, um Antworten und Handlungsorientierungen zu finden auf die Fragen und Konflikte, die uns alle im Zeitalter der Globalisierung erreicht haben und die auch einen Hintergrund für die neue Dimension des international operierenden Terrorismus darstellen." Danach werden in vier Punkten folgende "Fragen und Konflikte" aufgeführt: "die *Herausforderungen* des weltpolitischen Macht\_ und Wohlstandsgefälles; die *Probleme* im Umgang mit kultureller und religiöser Differenz; die *Ursachen* für die offenbar wachsende Bereitschaft vieler, selbst das eigene Leben in den Dienst terroristischer Organisationen zu stellen; die *Durchsetzung* des internationalen Rechts, insbesondere bei der Bekämpfung terroristischer Verbrechen" (meine Hervorhebungen). Ganz abgesehen davon, daß keine einzige "Frage" zu erkennen ist, die Wissenschaft *heute konkret anleiten* könnte, findet sich in diesen Aussagen kein einziger Anhaltspunkt, der die "so what"-Frage thematisiert. Die meisten von uns, mich eingeschlossen, könnten dieses Bekenntnis unterschreiben.

---

<sup>13</sup>So die redaktionelle Wiedergabe der Stellungnahme in der Tageszeitung Fränkischer Tag (Bamberg), "Wir sind nicht im Krieg", 19.8.200, [http://www.fraenkischer\\_tag.de/cgi\\_bin/load\\_nortext?news/hintergr/500\\_pol\\_c8339.txt](http://www.fraenkischer_tag.de/cgi_bin/load_nortext?news/hintergr/500_pol_c8339.txt). Insoweit die Öffentlichkeit von der Erklärung Notiz genommen hat, wurde dieser Text als eine Stellungnahme "der" Friedensforschung wahrgenommen. Daß es sich nicht um eine abgestimmte Stellungnahme der Institute, sondern um einen Text von fünf Individuen aus diesen Instituten handelte, wurde zwar im Text der Stellungnahme deutlich vermerkt, es wird jedoch in keinem einzigen der Medienberichte erwähnt, die ich am Tag der Veröffentlichung über das Internet recherchiert habe. Insofern lautet mein zentraler Vorwurf an die Herausgeber, daß keine hinreichenden Vorkehrungen getroffen wurden, um zu verhindern, daß andere in Mithaftung genommen werden. In seiner Berechtigung und in seiner grundsätzlichen Bedeutung für unser Selbstverständnis als Wissenschaftler und Friedensforscher wird dieser Vorwurf in nachfolgenden Teilen dieses Beitrages systematisch entwickelt und begründet werden. Daß die Autoren diese Risiken hätten abschätzen können, wird im Nachhinein nicht abgestritten, wie ein Gespräch mit Bruno Schoch zeigte. Insofern handelt es sich gewiß auch um einen Unfall. Strittig könnte aber sein, inwieweit dieser Unfall als Fall von grundsätzlicher Bedeutung "an die große Glocke" gehängt werden soll. (Zu unterschiedlichen Beschreibungen dessen, was in methodischer Hinsicht ein "Fall" sein kann vgl. Charles C. Ragin, Howard S. Becker, (Hrsg.) *What is a Case? Exploring the Foundations of Social Inquiry*, Cambridge: Cambridge University Press 1992.) Nach meinem Selbstverständnis als Wissenschaftler, aufgrund meiner persönlichen Involvierung bei der Entstehung des Vorhabens und angesichts des paradigmatischen Charakters des Vorfalls erscheint mir dies allerdings wichtig.

Aber ist dies, angesichts der allgegenwärtigen Kriegsängste und -vorbereitungen wirklich die Zeit für Bekenntnisse? Meines Erachtens werden wir unserer Verantwortung nicht gerecht, wenn wir diesen Vorfall nicht zum Anlaß nehmen, unsere Rolle als Experten zu überdenken, damit wir in der Öffentlichkeit und bei denjenigen, für die unsere öffentlichen Stellungnahmen gedacht sind, also denjenigen, die über Krieg und Frieden *entscheiden*, auch *als Experten ernst genommen* werden.

Wie wenig unsere Bekenntnisse ernst genommen werden, zeigt die Reaktion der wenigen Medien, die von dieser Erklärung Notiz genommen, sie aber nicht im Wortlaut veröffentlicht haben. Diese Medien haben die "so-what"-Frage für die Friedensforschung wie folgt beantwortet. Die Sympathisanten identifizierten als Kernbotschaft den Ratschlag, daß die deutsche Friedensforschung "die Bundesregierung und alle Nato-Staaten (auffordert), *andere als* militärische Konsequenzen" aus den Ereignissen der letzten Woche zu ziehen.<sup>14</sup> Diejenigen, die ihre klammheimliche Freude über die friedensbewegte Betroffenheitswissenschaft nie verstecken, stellten die Erklärung in einen Zusammenhang mit einem "bröckelnden Konsens" in Deutschland über das Erfordernis für "Vergeltung" – einem Konsens, der "wie immer von den *Rändern* her" zerfalle: "Grüne und PDS warnen nun vor 'Eskalation' und 'Gewaltspirale'; und aus der *politischen Provinz*, von den *dezentralen Trauerfeiern*, aus den Friedensforschungsinstituten und den Leserbriefseiten der Lokalpresse erklingt das Ja-aber".<sup>15</sup>

*... und was man dagegen tun sollte.*

Der Unfall dieser nicht hinreichend durchdachten Stellungnahme enthält Lehren, die uns helfen können, bessere Wissenschaftler zu werden. Dies beginnt bei der Art und Weise, wie wir mit unseren Begriffen umgehen. Wie das Kaninchen auf die Schlange starren wir manchmal auf "gefährliche" Bedeutungsgehalte von Begriffen, die im politischen Geschäft eine zentrale Rolle spielen könnten, und deren Bedeutung wir daher meinen kontrollieren zu müssen ("Hoheit über den Diskurs"). Wir glauben, daß Schaden entstehen könnte, wenn es anderen, deren Überzeugungen wir nicht teilen, gelingt, solche Begriffe zu "besetzen". Dies ist in der Tat ein ernst zu nehmendes Problem und es steht auch außer Frage, daß wir es unserem Rollenverständnis als Wissenschaftlern schuldig sind, "dass wir im eigenen Denken Klarheit (...) schaffen".<sup>16</sup>

---

<sup>14</sup>Yvonne Holl, Friedensforscher raten zur Mäßigung, in: Frankfurter Rundschau, 19.9.2001 ([http://www.fr\\_aktuell.de/fr/101/t101011.htm](http://www.fr_aktuell.de/fr/101/t101011.htm)), Hervorhebung G.H.

<sup>15</sup>Susanne Gaschke Im deutschen Sozialarbeitermodus, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20. September 2001, S. 2, Hervorhebung G.H. Den Hinweis auf diese Passage verdanke ich Bruno Schoch.

<sup>16</sup>Müller, Standpunkt Entwurf, S. 1.

Klare Begriffe sind das A und O klaren Denkens. Diese Feststellung wirft aber genauso viel neue Probleme auf, wie sie löst.

Was unterscheidet klare und unklare Begriffe, was heißt es “richtiges” von “falschem” Denken zu trennen? In der erkenntnistheoretischen Diskussion unter Philosophen wurde bereits in den 1950er Jahren – im Zuge der sich erst zögerlich anbahnenden so genannten “linguistischen Wende”<sup>17</sup> – darauf hingewiesen, dass es schwer ist, unter Wissenschaftlern konsensuale Kriterien dafür zu entwickeln, was einen klaren Begriff auszeichnet. Gerade Begriffe wie Krieg, Frieden oder Demokratie sind selbst (oder gerade) unter Wissenschaftlern notwendigerweise “wesentlich strittig” (“essentially contested”).<sup>18</sup> Diese Überzeugung ist auch keineswegs so tiefgründig, daß sie sich nicht in den Sozialwissenschaften im allgemeinen herumgesprochen hätte. Hier ist jedoch nicht der Platz auf die sprachphilosophischen und erkenntnistheoretischen Dimensionen dieses Problems ein- oder der Frage nachzugehen, was es heißen könnte, dass unklare Begriffe “falschem” Denken “entspringen” (scheint es doch eher so, daß *jedliches* Denken unseren Begriffen “entspringt”). Eines aber bleibt festzuhalten: Wie die Geschichte der Wissenschaft im allgemeinen und der Sozialwissenschaft (und, mehr noch, der Politikwissenschaft) im besonderen zeigt, ist der Streit über die Klarheit oder Angemessenheit unserer zentralen Begriffe genauso unausweichlich und notwendig wie dauerhaft. Dies macht sich in Krisenzeiten wie den gegenwärtigen natürlich insbesondere am Kriegsbegriff fest, denn man muß nicht Wissenschaftler sein, um unter dem Eindruck der Ereignisse, den Reden der Politiker und den Stellungnahmen der Experten eine (mehr oder weniger klare) Vorstellung davon zu entwickeln, was uns allen *noch* drohen *kann*.<sup>19</sup> Das unausweichliche, notwendige und dauerhafte Ringen um die passenden Begriffe sollte uns Wissenschaftler allerdings weder überraschen noch über Gebühr in Beschlag nehmen, zumal wenn in Zeiten der *Krise* zentrale Begriffe wie “Krieg” in den Mittelpunkt eskalierender politischer Auseinandersetzungen

---

<sup>17</sup>Vgl. die Sammlung klassischer Texte in Richard M. Rorty, Hrsg., *The Linguistic Turn. Essays In Philosophical Method (With Two Retrospective Essays)*, Chicago: The University of Chicago Press 1992 (1967).

<sup>18</sup>William B. Gallie, *Essentially Contested Concepts*, in: *Proceedings of the Aristotelian Society* 56, London 1956, S. 167-198.

<sup>19</sup>Als Beispiel für einen frühzeitigen und scharfen, fast schon prophetischen Blick der deutschen Friedensforschung auf die drohenden Gefahren eines Terroranschlages in New York (wenn auch vor dem Hintergrund eines Terroranschlages mit Massenvernichtungswaffen) vgl. die folgende Aussage bei Harald Müller, *Das Zusammenleben der Kulturen: ein Gegenentwurf zu Huntington*, Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuchverlag 1998, S. 215: “Wer vor mehreren hundert Toten nicht zurückschreckt – und das ist heute schon terroristischer ‘Standard’ –, wird auch die Gelegenheit wahrnehmen, Tausende oder Zehntausende umzubringen. Wäre das Zynaid in der Sprengladung, die das World Trade Center in New York erschütterte, nicht verbrannt, hätte es Tausende von Toten geben gegeben – das war offensichtlich beabsichtigt. Mehr noch: das Center hätte auf die Wall Street stürzen können, mit einem nachhaltigen Dominoeffekt. Im südlichen Manhattan hätte es dann eine Katastrophe geben können, die nahezu das Ausmaß des Atombombenangriffs auf Nagasaki erreicht hätte.”

geraten.<sup>20</sup>

Wir sollten es vielmehr als Herausforderung an uns selbst auffassen, Interpretationsangebote und gute Gründe zu unterbreiten, welche Begriffe warum und wie gebraucht (oder nicht gebraucht) werden sollten. In einer solchen *Angebotsstrategie* drückt sich eine andere Haltung aus als in einer *Diskurshoheitsstrategie*. Erstere wirbt für die eigenen Deutungsangebote, so als ob es einen unreglementierten Markt der Überzeugungen gäbe. Diese Wettbewerbseinstellung ist gerechtfertigt, weil im durchschnittlichen demokratischen Rechtsstaat westlicher Prägung Überzeugungsoligopole oder gar -monopole (noch) nicht in Sicht sind (auch wenn die aufbrechende Kriegsrhetorik als erstes Anzeichen dafür gelesen werden kann, dass sich die große Distanz zu Ausnahmezuständen mit Notstandsgesetzen etwas verringert hat). Die "Besetzung" von Begriffen ist jedenfalls weder möglich noch gerechtfertigt oder notwendig. Solange ein einigermaßen freier Diskurs möglich ist – d.h. ein Diskurs, der auch ohne die anspruchsvollen Bedingungen der "Herrschaftsfreiheit" auskommt –, solange vertraut diese Strategie darauf, dass sich Begriffe dann durchsetzen werden, wenn sie von hinreichend vielen Diskursteilnehmern als treffend aufgefaßt werden, d.h. sie werden verstanden und im Diskurs auch gebraucht, um Ereignisse und Entwicklungstrends zu beschreiben, weil man mit ihnen die Überzeugung verbindet, daß sie eine Situation, bestehend aus Ereignissen und Entwicklungen, Ängsten und Hoffnungen, angemessen wiedergeben.

Einer solchen Angebotsstrategie das Wort zu reden hat nichts mit einem erkenntnistheoretischen oder einem Werte-"Relativismus" zu tun. Der "Relativismus"-Begriff gehört zu jenen Begriffen, die wir als Wissenschaftler und gerade in diesen Zeiten aus unserem Vokabular ausmisten sollten, weil wir ansonsten in den Sog der Kriegsangst hineingezogen zu werden. Relativismus-Gerede beinhaltet bereits das Eingeständnis, daß wir uns auf ein Diskursterrain zerren lassen, auf dem sich konkurrierende Absolutismen gegenüberstehen.<sup>21</sup> Für den freien Diskurs sind diese

---

<sup>20</sup>Übrigens: was schließen wir daraus, dass der Begriff "Frieden" momentan weder im öffentlichen noch im Expertendiskurs häufig fällt (in der Erklärung der Herausgeber des Friedensgutachtens fällt er kein einziges Mal; er taucht nur in der Form von Komposita wie "Friedensdividende" oder "Friedensforschung" auf). Wie rapide sich die "Stimmung" in der Internet-Welt im Laufe der Woche vom 8. bis zum 15. September verändert hat, zeigen die neuen Recherchemöglichkeiten über die Häufigkeiten mittels "Search Engines" nachgesuchter Begriffe. Waren vor der Zeitenwende unter den Top Ten neben den gängigen Internetdiensten vor allem "jokes" gesucht (82.758 hits auf Platz 8) brachte es der Spitzenreiter "osama bin laden" in der darauffolgenden Woche mit nur 5.826 hits locker auf den Spitzenplatz – gefolgt von "nostradamus predictions" auf Platz 2 (4.332). In unterschiedlichen Schreibweisen rangieren beide auch wiederholt auf den nachfolgenden Plätzen. "World War III" bzw. "World War III Prophecies" landen immerhin auf den Plätzen 145 (609 hits) bzw. 252 (402). "Peace" schaffte es nicht auf die Liste der Top 300; vgl. [http://website101.com/Search\\_Engine\\_Positioning/top300terms.html](http://website101.com/Search_Engine_Positioning/top300terms.html) (auch diesen Fund verdanke ich Christian Büger).

<sup>21</sup>Zur Begründung dieser Position vgl. Donald Davidson, 1993a: Der Mythos des Subjektiven, in: ders., Der Mythos des Subjektiven. Philosophische Essays, Stuttgart: Reclam 1993, S. 84-107, vor allem S.

nicht weniger bedrohlich wie die Kriegsrhetorik im Modus der "Versicherheitlichung".<sup>22</sup> Die Falle des Sicherheitsdilemmas öffnet sich schon im Denken – was, aus einer "friedenswissenschaftlichen" Perspektive, vor allem deshalb zu bedenken bleibt, weil – im Unterschied zum Krieg – noch niemand in "den" Frieden "hineingeschlittert" ist. Dass uns die Begriffe entgleiten können, d.h. dass sie von überzeugenderen Diskursteilnehmern oder in Überzeugungsmärkten, in denen Diskurshoheitsstrategien sehr viel aussichtsreicher sind, mit anderen Bedeutungsgehalten belegt werden können, ist kein Argument *gegen* die Angebotsstrategie. Wenn etwa George Bush im Kontext des nordamerikanischen Kulturraumes von einer "crusade" spricht, dann *kann* es bedeuten, dass er neben der gängigen und vergleichsweise harmlosen metaphorischen Bedeutung, die dieser Begriff im Amerikanischen besitzt, auch auf die historische Analogie der mittelalterlichen Kreuzzüge anspielen und damit allen Unterstützern Bin Ladens der muslimischen Welt signalisieren will, dass die USA genauso danach trachten, sie zu vernichten wie umgekehrt diejenigen, die den "Heiligen Krieg" gegen die USA ausgerufen haben. Dies *muß* es aber nicht bedeuten – und viele Indizien sprechen auch dafür, dass Bush die Weiterungen seiner Wortwahl nicht übersehen hat.<sup>23</sup> Unachtsamkeit bzw. Fahrlässigkeit kann man ihm trotzdem vorwerfen, denn dass genau diese Interpretation einer Kriegserklärung analog der mittelalterlichen Kreuzzüge allem Anschein nach in einflußreichen Zentren der islamischen Welt unmittelbar an alte Vorstellungsbilder anschlussfähig war<sup>24</sup> und auch so verstanden wurde (oder verstanden werden wollte), hätte er wissen können, wenn er achtsam mit den eigenen Begriffen umgangen wäre bzw. seine Mitarbeiter entsprechende Vorkehrungen getroffen hätten, daß die Wahrscheinlichkeit der unachtsamen Wahl gefährlicher (weil mehrdeutiger) Begriffe reduziert wird.<sup>25</sup>

---

96 sowie Richard Rorty, Relativism -- Finding and Making, in: Niznik/Sanders 1996, 31-48; vgl. ferner Rorty, Contingency, Irony, Solidarity, Cambridge: Cambridge University Press 1989, vor allem Kap. 4. Zum Versuch von Jürgen Habermas, den Relativismus-Gedanken (vor allem gegen Rorty) am Leben zu halten, vgl. Coping with Contingencies - The Return of Historicism, in: Niznik/Sanders 1996: 1-24, ders., Rortys pragmatische Wende, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 44. Jg., Nr.5 (1996) S. 715-741 sowie jüngst, Einleitung: Realismus nach der sprachpragmatischen Wende, in: Habermas, Wahrheit und Rechtfertigung. Philosophische Aufsätze, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1999, S. 7-64, vor allem 32-55.

<sup>22</sup>Vgl. Ole Waever, Securitization and Desecuritization, in: Ronnie D. Lipschutz (Ed.), On Security, New York: Columbia University Press 1995, 46-86.

<sup>23</sup>IHT 19.9. (Vielleicht auch 20.)

<sup>24</sup>Coitreau, FAZ-Feuilleton 18.9.

<sup>25</sup>Nur als Querverweis auf die Wirkungsmacht unserer Begriffe, die unserer "Hoheit" entgleiten, wenn sie "im Diskurs" angekommen sind: Im Text von Harald Müller bin ich nicht, wie ich dies wahrscheinlich als Wissenschaftler hätte tun können und sollen, am Diskurs-Begriff hängen geblieben, sondern als politisch interessierter Bürger, der wesentlich in den 1970er Jahren politisch sozialisiert wurde, über den Begriff der "Hoheit" gestolpert. Die ersten Assoziationen, die sich bei mir einstellten, führten nicht zu Habermas ("kommunikatives Handeln") und natürlich schon gar nicht zu seinem "herrschaftsfreien Diskurs". Vielmehr kamen Erinnerungen auf an Franz-Josef Strauß und seinen markigen Spruch an die Parteifreunde aus den 1970er Jahren, daß die CSU "die Lufthoheit über den Stammtischen" erringen bzw. behalten müsse. Ich unterstelle Harald Müller nicht, daß es ihm um Diskursdominanz oder gar -monopolisierung geht, sondern erwähne diese Assoziationen nur als Beispiel für die Schwierigkeit, "im Diskurs" die Kontrolle über die "Schädlichkeit falscher" (oder die Nützlichkeit richtiger) Begriffe zu behalten.

Der entscheidende Punkt ist also: *der* Diskurs läßt sich weder im öffentlichen Bereich noch im wissenschaftlichen kontrollieren. Vor allem die wichtigen Begriffe entgleiten uns leicht oder werden uns gar entrissen, sobald wir sie *in* den Diskurs einspeisen – und dies umso mehr je stärker eine Atmosphäre gedeiht, die auf Nicht-Verstehen angelegt ist. Wir sind allerdings nicht machtlos, wenn es darum geht den möglichen Schaden unserer Begriffe und Aussagen zu minimieren. Wir können und müssen unseren Beitrag dazu leisten “richtig” verstanden zu werden. Wenn wir trotz redlichen Bemühens mißverstanden werden oder wenn wir sogar absichtsvoll falsch verstanden werden (was nach unserer Wahrnehmung im westlichen Kulturkreis sicher für die Anhänger der Bin Ladens gilt), dann können wir dafür nicht mehr in Haftung genommen werden.

### *Orientierung in Zeiten des Krieges*

Was können wir von unseren zentralen Begriffen in Zeiten des Krieges *erwarten*? Die kurze Antwort lautet: wir erwarten *Orientierung* angesichts einer Fülle von überraschenden und schockierenden, aus allen Nachrichtenkanälen und Expertenköpfen auf uns einstürzenden Informationen und Meinungen. Die “Kriegserklärung gegen die zivilisierte Welt” und ihre Beantwortung durch eine Kriegerklärung “gegen Terror”, der anstehende “Kreuzzug” oder der schon lange erklärte “Heilige Krieg” – all dies sind Formeln, die orientieren sollen. Gewiß, einige davon sind irrelevante oder hilflose Leerformeln<sup>26</sup>, während andere eindeutig zum Arsenal des rhetorischen *overkill* in eskalierenden Krisenzeiten gehören, die deshalb gefährliche Weiterungen erzeugen können, weil im Diskurs immer auch unser Denken sichtbar wird, das unser Handeln notwendigerweise antreiben wird. Und diese Sorge, die wohl gerade auch für Harald Müller ein zentrales Motiv darstellt, ist mehr als berechtigt. Aber wie *alle* sprachlichen Beiträge zum Diskurs stellen sie (mehr oder weniger taugliche) Versuche dar, einen Schock zu verarbeiten, den wir alle irgendwie ähnlich empfinden. So wie der Streit unter Wissenschaftlern um den passenden Begriff (die operationalisierbare Definition o.ä.) die Erkenntnis befördern soll, so soll die Wahl des treffenden (und die Zurückweisung des irreführenden) Begriffs im öffentlichen Diskurs der Orientierung dienen.

Orientierung sollen treffende Begriffe und ihre Verknüpfung zu Aussagen derzeit vor allem in dreierlei Hinsicht leisten: Erstens wollen wir *besser verstehen*, was “hier

---

<sup>26</sup>Die Formel “wir sind *nicht* im *Krieg*” zeugt genauso wie die Formulierung man müsse “andere als” militärische Mittel einsetzen, deshalb von Orientierungslosigkeit und vergrößert möglicherweise sogar latent vorhandene Ängste, die sie eigentlich vertreiben will, weil sie nur einen negativen Zustand beschreibt, d.h. ganz offensichtlich keinen Begriff davon hat, wie denn die gegenwärtige Situation *positiv* zu beschreiben wäre.

vorgeht”– beispielsweise was “in den Köpfen” von Menschen vorgeht, die unscheinbar für mehrere Semester Luftfahrttechnik studieren, sich in ihrer Freizeit in einem religiösen Kreis engagieren, die sodann urplötzlich von der Bildfläche verschwinden und schließlich als “Heilige Krieger” in eiskalter terroristischer “Professionalität” im “Märtyrertod” ihr Leben wegwerfen. Zweitens wollen wir wissen, was wir *tun können* und *tun sollen*, um diejenigen, die für diese Verblendung verantwortlich sind, so zur Rechenschaft zu ziehen, daß kein Zyklus der Eskalation von Gewalt und Gegengewalt entsteht. Drittens wollen wir wissen, worauf wir trotz aller Aussichtslosigkeit angesichts der sich zuspitzenden Lage *hoffen* können.<sup>27</sup>

Für befriedigende Antworten auf die letzten beiden Anforderungen an wissenschaftliche Orientierungsangebote reicht die Klärung der Begriffe nicht aus. Hier ist vielmehr zweierlei gefordert: zum einen die anspruchsvolle Verknüpfungen von Worten und Begriffen zu Aussagen, die mögliche Ursachen und mögliche Wirkungen verknüpfen und/oder Handlungsanweisungen formulieren; zum anderen müssen Gründe angegeben werden, warum wir diese Verknüpfungen *so und nicht anders* denken und warum wir den Handlungsanweisungen folgen sollten. Es spricht Bände über unser eigenes Nicht-Wissen und unseren eigenen Orientierungsbedarf als Wissenschaftler und/oder Experten, dass sich nur wenige an die Beantwortung der letzten beiden Herausforderungen herantrauen. Dies ist weniger als Kritik, denn als Feststellung eines bedauernswerten Zustands gemeint (in dem ich mich mindestens genauso finde wie ich es anderen unterstelle).

Unsere Orientierungsangebote als Friedensforscherinnen und Friedensforscher konzentrieren sich wohl zu einem wesentlichen Teil auch deshalb auf die erste Anforderung (besser verstehen, was hier eigentlich vorgeht), weil wir (a) *tatsächlich* viel unwissender sind, als wir in den Statements suggerieren, die wir uns von den Medien abpressen lassen; und weil wir (b) häufig auch einfach davor zurückschrecken, zu denken oder gar öffentlich auszusprechen, was wir aufgrund unseres (vermeintlichen) Wissens *vermuten*. Formulierungen wie jene, dass wir “zuerst unsere Begriffe klären” oder “jetzt nach den tieferliegenden Ursachen suchen” müssen, zeugen von einer genuinen, menschlich verständlichen, aber professionell selbstschädigenden Hilflosigkeit im Angesicht des Schocks, der Orientierungslosigkeit und des noch drohenden Unheils. Wovon wir *als Wissenschaftler und/oder Experten* nicht sprechen können, darüber sollten wir besser

---

<sup>27</sup>Dies entspricht der Kant’schen Triade, daß “alles Interesse meiner Vernunft (das spekulative sowohl, als das praktische) (...) sich in folgenden drei Fragen (vereinigt): (1) Was kann ich wissen? (2) Was soll ich tun? (3) Was darf ich hoffen”; Immanuel Kant, Kritik der reinen Vernunft (hrsg. von Wilhelm Weischedel. Frankfurt: Suhrkamp. 1995) S. 677. Kluge Worte wie diese können mittlerweile auch ausführlich im Internet nachgelesen werden; vgl. unter <http://www.gutenberg.aol.de/kant/krvb/krvb120.htm>. Beide Fundstellen verdanke ich Benjamin Herborth.

schweigen – um von Ludwig Wittgenstein einen weisen Satz aus einem anderen, hier aber durchaus nicht irrelevanten philosophischen Diskurs zu entlehnen.<sup>28</sup> Was wir uns als Friedensforscher nach nahezu zwei Wochen Krisenzeit vorzuwerfen haben, ist nicht, dass wir uns, häufiger als uns allen lieb ist, genauso orientierungslos und unwissend fühlten wie die anderen (nicht-wissenschaftlichen) Experten auch – also z.B. die Politiker, Journalisten oder “Intellektuellen”. Auf der Liste der eigenen Versäumnisse und Fehler steht vielmehr ganz oben, dass wir zu oft das Spiel der Medien *nach ihren Regeln mitgespielt* und dabei nicht selten *unsere Grundsätze als Wissenschaftler kompromittiert* haben. Die Folge ist, dass nicht nur unsere Reputation leidet und die Differenz zwischen Wissenschaft, Journalismus und Intellektuellentum verschwimmt. Fast noch schlimmer ist, dass wir uns allzu häufig von den “einfachen” Fragen der Journalisten in den Bann ziehen ließen, und unter dem Druck der medialen Umwelt (“... mit der Bitte um eine kurze Antwort”) in wenigen Sekunden “einfache” Antworten gaben. Mit dieser Selbstkritik soll keineswegs das ernsthafte und redliche Bemühen vieler (und das Geschick mancher) in Zweifel gezogen werden, auf die drängenden Fragen der Öffentlichkeit angemessene Antworten zu geben. Die Suggestion des Wissens und der Eindeutigkeit, wo doch häufig nur Vermutungen angestellt und Aussagen mit dem qualifizierende Zusatz “nach aller Wahr - Scheinlichkeit” am Platze waren, haben uns aber nicht selten zum Spielball derjenigen gemacht, deren Fragen wir nicht hätten beantworten sollen. Welche Fragen zu stellen sind und welche Antworten sich anbieten, sollten wir uns – gerade in Kriegszeiten – nicht von anderen diktieren lassen.<sup>29</sup>

### *Die entscheidende Differenz: Beschreiben, nicht regieren*

Der Kreis derjenigen, die Orientierung erwarten, zugleich aber auch liefern sollen, beschränkt sich nicht auf Wissenschaftler allein. Eine zweite wichtige Gruppe sind die politisch Verantwortlichen. Zwischen diesen beiden Gruppen gilt es klar zu unterscheiden: die einen sollen erklären – indem sie “einmal (...) von der Erklärung auf die bloße Beschreibung kommen” (Wittgenstein) – die anderen sollen regieren. Orientierung sollen sicher beide liefern, die Praktiker *und* die Theoretiker, die Politiker *und* die Wissenschaftler. Beiden wird der Status des Experten zugestanden. Doch das Rollenverständnis, das mit der jeweiligen Aufgabe einhergeht und die Informationen/Kenntnisse, über die diese beiden Typen von Experten verfügen,

---

<sup>28</sup>Ludwig Wittgenstein, Tractatus logico-philosophicus, § 7. Zur Bedeutung dieses letzten Satzes in seinem berühmten ersten Werk für seine weitere Biographie vgl. u.a. Joachim Schulte, Wittgenstein. Eine Einführung. Stuttgart: Phlipp Reclam jun.

<sup>29</sup>Hier gilt es im übrigen für unsere Mediendemokratie noch ein neues Berufsfeld zu entdecken und die passenden Ausbildungs- und Studiengänge zu entwickeln: professionelle Übersetzer zwischen den Sozialwissenschaften im allgemeinen und der Politikwissenschaft im besonderen einerseits und den Audiomedien andererseits.

unterscheiden sich grundlegend. Die Politiker sollen nicht nur orientieren, um überzeugend *führen* zu können, sondern sie müssen auch *mobilisieren*, damit die Orientierungslosen ihnen *folgen wollen*. Wissenschaft soll demgegenüber *weder politisch führen noch mobilisieren* – zumindest nicht in erster Linie. Sie soll schon gar nicht dazu verführen, Dinge für wahr zu halten, die wir als Wissenschaftler nicht seriöserweise für wahr erklären können. Vielmehr soll sie so orientieren, dass freie und vernünftige Bürger aus konkurrierenden und qualifizierten Deutungsangeboten und in eigener Verantwortung eine Überzeugung gewinnen können, die ihnen hilft, sich an jenen Entscheidungen zu beteiligen, die ihr Schicksal betreffen. Ein weitergehendes Mandat steht der Wissenschaft, auch in der Selbstbeschreibung als “Friedensforschung”, nicht zu. Wenn die Friedensforschung durch ihre Deutungsangebote nicht nur einen Teil des Orientierungsbedarfs der Praxis, sondern auch der demokratischen Öffentlichkeit decken kann, hat sie mehr erreicht, als sie realistischerweise erhoffen kann. Dies zu leisten ist schwer genug.

Dieses Selbstverständnis von Wissenschaft wird keineswegs von allen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern geteilt. Unter Friedensforscherinnen und Friedensforschern steht es für eine Minderheit. In diesem Standpunkt und unter dem Siegel der HSFK, die sich ihrem Selbstverständnis gemäß immer als wissenschaftliche Einrichtung definiert hat, die den Pluralismus wissenschaftlicher und politischer Überzeugungen ernst nimmt, soll allerdings trotz (oder gerade wegen) der drohenden Gefahren der gegenwärtigen Krise für dieses Selbstverständnis geworben werden. Dies schließt die (Selbst-) Kritik an manchen Meinungsäußerungen ein, die die Grenze zwischen wissenschaftlich vertretbarer Orientierung und politischer Mobilisierung über Gebühr strapazierten.<sup>30</sup> Gewiß, die Grenze zwischen Orientierungsdruck und Mobilisierungsdrang läßt sich nicht scharf ziehen und so banal dieser Satz auch klingen mag, natürlich sind Friedensforscher “auch nur Menschen” – mit je eigenen Weltbildern, Ängsten und Hoffnungen. Aber das professionelle Ethos als Wissenschaftler hätte doch häufiger ins Spiel kommen sollen, als es aufgrund mancher Interviewäußerungen von außen sichtbar.

In den Tagen seit dem 11. September 2001 hat eine Auffassung aufgrund vielfältiger Fremd- und Selbstbeobachtung zur Lektion reifen können: wenn wir uns die Fragen,

---

<sup>30</sup>Wie kommen wir etwa dazu, auf Interviewfragen (“Wird es jetzt Krieg geben” oder “Wird es einen Dritten Weltkrieg geben”) als erstes mit einem klaren “Nein!” zu antworten, das wir dann im weiteren Verlauf natürlich zu qualifizieren versuchen? In meinem bislang einzigen Interview während dieser Krise in SWR 3 habe ich so oder ähnlich geantwortet. Mit der Interviewanfrage wurde ich am 11.9.2001 gegen 16.30 Uhr bei der HSFK überfallen. Auch wenn ich das Interview im O-Ton nie gehört habe, bereue ich heute *jedes* Wort – nicht nur, weil ich mich von dem Interviewer, einem gewissen Norbert Diener, wie ein *Wegwerfexperte* behandelt fühlte (keinerlei Angebot, zumindest eine Kopie des Interviews zu erhalten, was die mindeste Höflichkeitsgeste sein sollte), sondern vor allem weil ich, im Sinne George Bernhard Shaws, durch meine Antworten, die ich nicht mehr zensieren konnte, wohl manchem Zuhörer “Flöhe” ins Ohr gesetzt habe. Daß es anderen Experten ähnlich erging, schildert der Beitrag von ... Feuilleton, FAZ ca. 17./18. 9.

die wir meinen beantworten zu sollen, nicht von den Medien diktieren lassen wollen, dann müssen wir nach Wegen suchen, die Auswahl von Fragen und Antworten, die mit unseren Namen verknüpft in die Öffentlichkeit gelangen, zu kontrollieren. Hier geht es nicht um Zensur anderer, sondern um Selbstzensur. So wie Politiker ihre Interviews vor Drucklegung gegenlesen, so sollten wir stärker darauf achten, daß, auf welchem Weg auch immer, keine *einfacheren* Formeln (A. Einstein) in den öffentlichen Diskurs gelangen – Formeln, die wir nachher als wissenschaftliche Betrachter unserer selbst in den Medien bedauern sollten. Es versteht sich von selbst: dies ist eine persönliche Entscheidung, die jeder für sich treffen muß. Einigen von uns gelingt es besser als anderen, im Eifer des Gefechts mit den Mikrofonen der Radiosender oder Fernsehanstalten den treffenden Begriff oder die klare Aussage zu finden, die sowohl dem orientierungsbedürftigen Laien oder Politiker verständlich und erhellend als auch uns selbst im Nachhinein noch wissenschaftlich seriös und vertretbar erscheint. Selbstvertrauen und Schlagfertigkeit (Bonneau), die im Umgang mit Journalisten so wichtig sind wie fachliche Expertise, sind nicht jedem in die Wiege gelegt. Diejenigen unter uns, die diese Gabe nicht mitbekommen oder noch nicht erlernt haben, sollten eher schweigen.

## *Neubeschreibungen aus Sorge und Hoffnung: “Das Schlimmste”, nicht “Das Böse” denken ....*

Die Öffentlichkeit und “die Praxis” haben ein Anrecht auf Antworten von der Wissenschaft – auch wenn sie deshalb nicht auch schon das Recht haben, die Fragen zu formulieren. Weil sich Wissenschaft nur selten in 20-Sekunden Spots pressen läßt (und der aphoristische Einzeiler selten “live” im Fernsehen entsteht), erscheint nicht das Mikrofon, sondern die PC Tastatur das der Wissenschaft angemessene Medium. Egal aber *wie* Wissenschaft sich engagiert, gefordert sind weniger Beschwörungen (die mobilisieren sollen), sondern Beschreibungen (die orientieren aber auch irritieren sollen). Diese Beschreibungen sollen der zu erklärenden Situation angemessen sein, d.h. sie sollen Entwicklungstrends erfassen, ohne dabei in den Sog einer ausweglosen Kriegsfall zu geraten (“Kreuzzug”, Bush II) oder in einen euphorischen Friedensrausch zu verfallen (“neue Weltordnung”, Bush I). Bei solchen Beschreibungen ist es wichtig zu unterscheiden zwischen dem, was (wir glauben daß) *sein soll* und dem was (wir glauben daß) *ist* – eine Trennlinie, die sicher weit weniger scharf ist, als wir uns häufig vormachen, da sich aufgrund der Struktur menschlicher Weltbilder unsere *Sorgen und Hoffnungen* auf der einen und unsere (gleichsam “emotionslosen”) *Erwartungen* auf der anderen Seite nicht so fein säuberlich trennen lassen, wie dies im positivistischen Wissenschaftsideal (von der “Theorie” zur “Prognose”) unterstellt wird. Unsere Überzeugungen bilden *Netze* nicht nur im Popper’schen Sinne (d.h. daß die Größe der Maschen in unserer Wahrnehmung darüber entscheidet, welche Fische wir fangen und welche uns entweichen), sondern auch im Rorty’schen Sinne eines “umfassenden Gewebes”, demzufolge wir zugleich Produkte und Schöpfer unserer Welt sind.<sup>31</sup> Ob Gerhard Schröder (“Risiken”, ja – “Abenteurer”, nein<sup>32</sup>), Harald Müller (“Bündnissolidarität”, ja – “Nibelungentreue”, nein<sup>33</sup>) oder Gunther Hellmann (“Wissenschaft”, ja – “Bekanntnisse”, nein), wir können uns nicht aus der Verantwortung stellen, für die Begriffe, die wir gebrauchen und die Unterscheidungen bzw. Entgegensetzungen, die wir aufgrund unserer Überzeugungen vornehmen. Wir können nur einen Beipackzettel mit dem Rat beilegen, daß nach der Lektüre solcher Unterscheidungen hinsichtlich der Nebenwirkungen der eigene Verstand befragt werden sollte.

Wenn zum Schluß dieses Beitrags meine “Neubeschreibung” (Rorty) der neuen Welt angeboten wird, die Ähnlichkeiten aber auch Kontraste zum Zeitalter der bipolaren

---

<sup>31</sup>“Wenn man eine Überzeugung oder einen Wunsch hat, so hat man damit einen Faden in einem umfassenden Gewebe”, Rorty, Physikalismus ohne Reduktionismus, S. 66-67.

<sup>32</sup>Regierungserklärung 19.9.2001

<sup>33</sup>Müller, Schock verarbeiten

Konfrontation zwischen den USA und der Sowjetunion thematisiert,<sup>34</sup> dann soll dies in diesem Sinne als Orientierungsvorschlag, und nicht als "Ordnungsvorschlag"<sup>35</sup> verstanden werden. Ich wünsche mir keine Rückkehr der Bipolarität und ich prognostiziere dies auch nicht. Ich fürchte aber, daß dieses Zeitalter mehr passende und lehrreiche Analogien parat hält als viele andere. Mehr noch: ich fürchte, daß es in Zukunft gute Gründe geben könnte, die alte Bipolarität geradezu zu "vermissen" – wenn auch in einem anderen Sinne als dies Anfang der 1990er Jahre bei John Mearsheimer der Fall war<sup>36</sup> und ausgerechnet in diesen Wochen immer noch der Fall ist.<sup>37</sup> Damit will ich keine wissenschaftlich verbrämte Nostradamus-Variante in die Welt setzen, sondern Deutungen anbieten, die ich als Wege aus der Gefahr verstehe.

Die Formulierung "neue Bipolarität" ist insofern natürlich ungenügend als ein treffender Begriff das Äquivalent der Metapher "Kalter Krieg" Anfang der 1950er Jahre sein müßte (vgl. Rorty-Zitat zur Entstehung und Bedeutung von Metaphern). Eine Metapher, die dies leisten könnte, ist mir bislang weder auf- noch eingefallen. Die historische Analogie zur alten Bipolarität könnte uns aber über diese Schwäche hinweghelfen, weil sie uns hilft, Spezifika der neuen Phase besser zu begreifen. Übersetzt läuft sie auf folgende Aufforderung hinaus: Wir müssen aufhören, uns *Das*

---

<sup>34</sup>Vgl. hierzu auch meinen bislang unveröffentlichten Text "Die neue bipolare Welt" vom 17.9.2001 (Anhang 2); zu ähnlichen Einschätzungen, die anscheinend zeitgleich entstanden vgl die Aussage von Peter Feaver (zit. bei Barton Gellman, Thomas E. Ricks, Images of Past Wars May Not Fit Present Foe, in: Washington Post, 16.9.2001, S. A03): "Like the Cold War, this is a realigning war, by which I mean that the United States is dividing the world into us versus them"; vgl. die deutlichen Belege für diese Einschätzung in der "Krigeserklärung gegen den Terror" von Präsident Bush vor dem Congress.

<sup>35</sup>So bei Christian Büger und Peter Onneken, Neue "alte" Denkmuster für den internationalen Terrorismus und die internationale Politik? (unveröffentlichtes Manuskript vom 18.9.2001); diese Interpretation bezog sich auf meinen früheren Text "Die neue bipolare Welt" vom 17.9.2001, in dem auf zwei Seiten erste Vermutungen über eine *neue* Bipolarität angestellt wurden; nicht ganz in diesem Sinne, aber tendenziell ähnlich wurde mein Vorschlag bei Alexander Reichwein in einer e-mail vom 18.9.2001 aufgefaßt.

<sup>36</sup>John J. Mearsheimer, Why We Will Soon Miss the Cold War, in: Atlantic Monthly, August 1990, S. 35-50. Bei diesem Beitrag handelte es sich um eine "populäre" Variante von Mearsheimers Aufsatz "Back to the Future"...

<sup>37</sup>Vgl. John J. Mearsheimer, The Future of the American Pacifier, in: Foreign Affairs September / October 2001, auch verfügbar unter <http://www.foreignaffairs.org/articles/Mearsheimer0901.html>. Nicht nur der Titel des Beitrages, sondern auch sein Inhalt wirken heute anachronistisch; vgl. auch ein auf der Internet-Seite von Foreign Affairs abrufbares Interview mit Mearsheimer unter [http://www.foreignaffairs.org/articles/interview\\_Mearsheimer.html](http://www.foreignaffairs.org/articles/interview_Mearsheimer.html); vgl. ferner das in diesen Wochen erscheinende Buch Mearsheimers unter dem Titel The Tragedy of Great Power Politics, New York: Norton 2001, von dem bislang nur die Verlagsankündigung abrufbar ist <http://www.wwnorton.com/catalog/fall01/002025.htm>. Ruhm und Tragik wissenschaftlicher Prophetie scheinen selten so deutlich in ein und derselben Wissenschaftler-Biographie vereint gewesen zu sein, wie bei Mearsheimer 1990 versus Mearsheimer 2001; Mearsheimer 1990 ist, gemessen am *Social Science Citation Index* sicherlich ein Klassiker der modernen IB, "der neue Mearsheimer" (anscheinend die wissenschaftliche Buchfassung des "alten") dürfte zumindest im Sinne einer treffenden Beschreibung zeitgenössischer Entwicklungen zum Ladenhüter werden. (Aber ich kann mich natürlich auch täuschen). Wenn dem so wäre, würde in dieser Tragik auch so manche Lektion über die Produktions- und Erfolgsbedingungen wissenschaftlicher Arbeiten stecken.

*Böse* oder *Den Feind*<sup>38</sup> vorzustellen und statt dessen wieder anfangen, *Das Schlimmste* zu denken. Gleichzeitig aber dürfen wir nicht aufhören, über die “Chancen” und die “Evolution” der Kooperation nachzudenken (Müller, Axelrod) und die Hoffnungen auf eine Zivilisierung der internationalen Beziehungen durch eine Erweiterung der Zone eines demokratischen Friedens trotz aller gegenwärtiger Skepsis zu nähren. Für Forschung *und* Lehre wie auch für Forschung *und* Beratung (deren Einheit die Friedensforschung im Anschluss an Humboldt ebenfalls zum Ideal erheben sollte) bedeutet dies u.a., daß wir anfangen müssen neben Immanuel Kant (Zum ewigen Frieden) auch wieder Karl Jaspers (Die Atombombe und die Zukunft des Menschen, 1958), neben Herman Kahn (On Escalation, 1969) auch wieder Charles Osgood (An Alternative to War and Surrender, 1962) neben Russett/O’Neal (Triangulating Peace 2001) auch wieder Schelling (The Strategy of Conflict) zu lesen. Dabei müssen wir uns bewusst bleiben, daß wir für *unsere* Zeit neue Bücher (oder Aufsätze) schreiben müssen, so wie dies für diese Klassiker zu ihrer Zeit galt. Das heute zu denkende Schlimmste unterscheidet sich nämlich in wesentlichen Punkten vom Schlimmsten der alten Bipolarität. Um nur ein Beispiel zu nennen: “overkill”, d.h. die Vorstellung, daß die gesamte Menschheit in kurzer Zeit mehrfach ausgelöscht werden könnte, wird wahrscheinlich keine passende Denkfigur sein, um die neue Bipolarität auf den Punkt zu bringen. Angesichts der Zerstörungskraft und der Zerstörungsart jener Massenvernichtungsmittel, die Terroristen wie Bin Laden nach Einschätzung von Experten<sup>39</sup> einsetzen *könnten*, müssen wir uns wohl eher die Vorstellung zumuten, die ein Gemisch vermutet von räumlich und/oder zeitlich begrenzter, dort und dann aber “totaler” Vernichtung von menschlichem und sonstigem Leben und den psychischen Druckwellen, die dies für die physisch nicht getroffenen, aber sich angesichts der massenmedialen Vermittlung psychisch betroffen fühlenden Menschen hat. Experten deuten an, daß wir noch keinen Begriff davon haben, welche Folgen Panik und Hysterie auch und gerade für unsere “hochentwickelten” Demokratien haben könnten.<sup>40</sup>

*... und zugleich unser Wissen über bessere Welten vertiefen*

---

<sup>38</sup>Vgl. H. Ritter, Der Feind, in: FAZ, 17. oder 18.9.2001, Feuilleton. Diese Anregung verdanke ich Bruno Schoch.

<sup>39</sup>IHT, ca. 20.9.2001, S. 3.

<sup>40</sup>Zur Definition und zum Umgang mit Risiken vgl. die Ergebnisse eines Projektes über internationale Risikopolitik, die demnächst veröffentlicht werden sollen. Risiko wird dort definiert als das Produkt von Schaden und Ungewißheit, also: Risiko = Schadenshöhe x Eintrittswahrscheinlichkeit; vgl. hierzu vor allem die aufschlußreichen Beiträge von Christopher Daase, Internationale Risikopolitik. Ein Forschungsprogramm für den sicherheitspolitischen Paradigmenwechsel sowie Andreas Klinke, Ortwin Renn, Ein analytisch-deliberatives Verfahren zur Bewertung, Klassifikation und Bewältigung internationaler Umwel-, Technologie- und Gesundheitsrisiken, die im Rahmen einer Konferenz der Arbeitsstelle Transatlantische Außen- und Sicherheitspolitik der FU Berlin im November 2000 vorgelegt wurden.

Der wichtige Punkt ist, daß wir durch *Vergleiche* wie diese (und historische Analogien sind nichts anderes als eine, in den IB leider vernachlässigte, Form des Vergleichs) nicht nur Ähnlichkeiten, sondern auch Kontraste schärfer in den Blick nehmen können. Dies gilt auch und mehr noch für den exponentiell gestiegenen Orientierungsbedarf der Hoffnungssuchenden. Wir dürfen ihnen Das Schlimmste nicht ersparen, aber wir müssen ihnen auch zugleich die Hoffnung nähren, daß wir uns nach wie vor auch *Das Beste* zutrauen können. Auch hier greift die Analogie mit der alten Bipolarität. Wenn es schon unter den Bedingungen eines machtpolitischen und ideologischen Gegensatzes und der wechselseitigen Vernichtung im Maßstab "overkill" möglich war, die Kräfte der Vernunft zu bündeln und nach einem modus vivendi zu suchen, der das Überleben derjenigen, die *überleben wollten*, sichern half, dann sollte dies auch unter den heutigen Bedingungen gelingen. In der neuen Bipolarität müssen wir daher Äquivalente zu jener Forschung entwickeln, die während des Kalten Krieges auch einen Beitrag zu seiner Beendigung geliefert hat. Rüstungskontrolle, GRIT, Vertrauensbildende Maßnahmen, Gemeinsame Sicherheit – diese und ähnliche Konzepte, die nicht zuletzt in Einrichtungen der Friedensforschung entstanden sind, haben geholfen, das Überleben während der alten Bipolarität zu sichern.

Mit ihrem Programm zu den "Antinomien des Demokratischen Friedens" ist die HSFK nicht schlecht gerüstet, um die Herausforderung zu meistern, tragfähige, d.h. wissenschaftlich belastbare, neue Ideen zu entwickeln, die zur Wiederherstellung des Friedens beitragen können. Zwar werden auch wir die alten Pläne durch die Brille des 11.9.2001 überdenken müssen, aber von den zentralen Intuitionen des Programms ist nicht nur nichts widerlegt, sondern vieles erhärtet worden. Beispielsweise wird die Frage, wie Demokratien untereinander kooperieren und welche Folgen dies für ihr externes Umfeld hat, an Bedeutung wahrscheinlich eher gewinnen als verlieren. Die Forschungsgruppe "Internationale Organisationen" geht dem unter verschiedenen Stichworten nach: (1) der Frage, wie durch die Synthese von Demokratie auf der einen und intergouvernementaler bzw. supranationaler Institutionalisierung im EU-Verbund spezifische Formen zwischendemokratischer Kooperation entstanden sind, die nicht nur – wie im deutsch-französischen Zusammenhang – dazu beigetragen haben, daß "Erbfeindschaften" endgültig abgelegt, sondern auch die Zweifel über wiedererstehende Rivalitäten nach machtpolitischen Verschiebungen minimiert werden konnten;<sup>41</sup> (2) der Frage, wie im Zuge der gemeinsamen Bewältigung einer ursprünglich stark in klassischen Macht- und Einflußkategorien wahrgenommen nationalstaatlichen Bedrohung ein zwischenstaatlicher Verbund von Demokratien zum gemeinsam agierenden außenpolitischen "Akteur" reifen konnte;<sup>42</sup> (3) der Frage, wie reife, wirtschaftlich stark miteinander verflochtene und durch vielfältige

---

<sup>41</sup>Hasenclever, Europa und der demokratische Frieden, Tübinger Papier / ZIB 2001; vgl. hierzu auch erste Überlegungen zu einem größeren Forschungsprojekt bei Dembinski/Hasenclever 2001 (ISA paper), das Anschlüsse an andere außereuropäische Regionen sucht.

<sup>42</sup>einschlägige Papiere aus dem Kontext des DFG-Projekts Schlotter/Dembinski/Brauner/Krause.

institutionelle Bezüge miteinander verbundene Demokratien in Einzelfällen trotzdem an den Rand gewaltsamer Auseinandersetzungen untereinander gerieten, diese Konflikte aber unterhalb des Einsatzes militärischer Gewalt lösen und die Lehren in weiterreichenden Schritten der Verrechtlichung, und damit der Zivilisierung der internationaler Beziehung produktiv wenden konnten.<sup>43</sup>

Wie in anderen Lebensbereichen gilt nach den Ereignissen des 11.9.2001 auch für die Wissenschaft in Instituten der Friedensforschung, daß wir das Rad nicht neu erfinden, aber seine Fahrtüchtigkeit überprüfen und an die neuen Verkehrsbedingungen anpassen müssen. "Theorien", wie sie im "IB mainstream" verstanden werden, sind dabei weniger wichtig als Analogien und "unwiderstehliche Metaphern" (Rorty), weil diese (a) in Zeiten, in denen Aussagen von der Art "(immer) wenn, .... dann" angesichts der überwältigenden Neuheit deplaziert wirken und weil sie (b) besser anschlussfähig sind an das Erfahrungswissen von Nicht-Experten. Wir sind zwar "im Krieg gegen den Terror", wie sich unsere Eltern und Großeltern vor 50 Jahren im "Kalten Krieg" fanden. Alles in unserer kollektiven Erfahrung spricht aber für die die Hoffnung, daß wir diese Krise genauso erfolgreich meistern und ihre Chancen nutzen können wie sie – auch wenn der Weg länger und gefährlicher sein mag, als wir uns dies wünschen.

---

<sup>43</sup>Vgl. Hellmann/Herborth

## Teil III: Anhänge

### Anhang 1

Wir sind nicht im Krieg

PRESSEERKLÄRUNG  
Montag, 18. September 2001

Die abscheulichen internationalen Gewaltverbrechen vom 11. September in den USA haben weltweit eine Welle von Beileids\_ und Solidaritätsaktionen mit den Tausenden von Opfern, ihren Angehörigen und den schockierten Bürgern in den USA ausgelöst. Auch in Deutschland. Die Einfachheit, mit der Zivilflugzeuge in Vernichtungswaffen umfunktioniert wurden, zeigt in der Tat die Verletzbarkeit unserer Welt und jedes einzelnen.

Nach den Stunden und Tagen des Entsetzens, der Trauer und des Mitgeföhls wächst die Angst vor den unabsehbaren Folgen einer Eskalation der Gewalt. Immer mehr Menschen bewegt die Sorge, dass ein militärischer Gegenschlag erneut zahllose Unschuldige treffen wird sowie langfristige politische Schäden einer weltweiten Polarisierung der "Kulturen" und eine Militarisierung der Beziehungen in ungeahntem Ausmaß zur Folge haben könnte.

"Die Friedensdividende ist verfallen" konnte man im Leitkommentar einer großen deutschen Tageszeitung am 17. September lesen. In diese Richtung deutet auch die unbedachte Rede davon, wir befänden uns in einem Krieg. Ohne es zu wollen, macht sie sich die Sprachregelung der Attentäter zu eigen und geht ihnen damit in die Falle. Es kommt aber jetzt darauf an zu unterscheiden und zu verhindern, dass sich die Kriegserklärung einiger fanatischer Krimineller an die westlichen Demokratien in einem "Kampf der Kulturen" verallgemeinert, und sich Huntingtons falsche und gefährliche Prognose erfüllt, wir steuerten unweigerlich auf einen Zusammenstoß zwischen unserer abendländischen Zivilisation und der Welt des Islam zu.

Welche Solidarität ist die richtige?

Politik und Politikberatung sind in einer völlig neuen Weise gefordert Verantwortung zu übernehmen, gesunden Menschenverstand, ethische Grundsätze und fachliche Expertise zu bündeln, um Antworten und Handlungsorientierungen zu finden auf die Fragen und Konflikte, die uns alle im Zeitalter der Globalisierung erreicht haben und die auch einen Hintergrund für die neue Dimension des international operierenden Terrorismus darstellen:

- die Herausforderungen des weltpolitischen Macht\_ und Wohlstandsgefälles;
- die Probleme im Umgang mit kultureller und religiöser Differenz;
- die Ursachen für die offenbar wachsende Bereitschaft vieler, selbst das eigene Leben in den Dienst terroristischer Organisationen zu stellen;
- die Durchsetzung des internationalen Rechts, insbesondere bei der Bekämpfung terroristischer Verbrechen.

Notwendig ist, den Terrorismus zu bekämpfen, seine Organisatoren und Hintermänner zur Verantwortung zu ziehen und vor Gericht zu stellen. Nicht weniger dringend sind mittel\_ und langfristige Strategien, um ihm durch alternative Lebensentwürfe und –chancen das Wasser abzugraben.

Zum Erfahrungswissen der Friedens\_ und Konfliktforschung gehört, dass Vergeltung und militärische Gewaltanwendung die gefährliche Tendenz zur Eigendynamik und Eskalation haben. Konfliktanalyse und –vorsorge setzen dagegen auf die "weichen" Instrumente des Dialoges und der Vermittlung sowie die Implementierung demokratischer und sozial gerechter Strukturen.

Weder vermeintlich "klinische" militärische Schläge noch die in den USA diskutierte Vorbereitung auf einen "langen Krieg" oder "Kreuzzug", sondern Besonnenheit, strikte Anwendung des Völkerrechts, verbesserte Sicherheitsvorsorge für die Bürger unter Wahrung rechtsstaatlicher Prinzipien, vernünftige Ursachenanalysen und entsprechende politische Konsequenzen sowie langfristige Konzepte der Konfliktprävention sind jetzt gefragt.

Wir fordern die Bundesregierung auf, ihre Solidarität mit den USA in diesem Sinne auszuüben und mäßigend auf die sich abzeichnende Kriegsstimmung in der internationalen Öffentlichkeit einzuwirken. Das Interesse der USA an der Notwendigkeit guter Verbündeter und am Internationalismus ist auch in unserem. Die Bündnisverpflichtung im Rahmen der NATO muss allerdings nicht militärischer Natur sein. Europa kann und muss mit zivilen und polizeilichen Mitteln beitragen, die internationalen Unterstützungsnetzwerke des Terrorismus trocken zu legen. Eine zentrale Rolle kann Europa auch im konstruktiven Dialog und als Vermittlerin in den Konflikten im Nahen Osten und anderen Regionen spielen, die ein Hinterland für Terroristen sind.

Wir sind nicht im Krieg!

Die Herausgeber des Friedensgutachtens:

- Dr. Corinna Hauswedell (Bonn International Center for Conversion, BICC)
- Dr. Reinhard Mutz (Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg, IFSH)
- Dr. Ulrich Ratsch (Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft, FEST)
- Dr. Bruno Schoch (Hessische Stiftung für Friedens\_ und

Konfliktforschung, HSFK)

Dr. Christoph Weller (Institut für Entwicklung und Frieden, INEF)

Der Vorstand der Arbeitsgemeinschaft für Friedens\_ und Konfliktforschung (AFK) unterstützt diese Erklärung.

Quelle: [http://www.bicc.de/info/pubrel/releases/presseerkl\\_kein\\_krieg.html](http://www.bicc.de/info/pubrel/releases/presseerkl_kein_krieg.html) (Zugriff, 21.9.2001)

## Anhang 2

### **Die neue bipolare Welt**

*Gunther Hellmann* (©)

17. September 2001

Der 11. September 2001 wird in Zukunft für vieles stehen – unter anderem wohl auch dafür, daß er die Zukunft, wie andere historische Einbrüche zuvor, drastisch verengt hat. Die Weltpolitik war seit 1989 im Fluß. Klare Konturen hatte sie auch nach zwölf Jahren noch nicht gewonnen. Seit dem Frühherbst 2001 sind allerdings die diffusen Vorstellungen einer neuen Multi-Unipolarität unter den Bedingungen der Globalisierung wie weggewischt. Vieles spricht dafür, daß uns eine neue Bipolarität droht. Gewiß, die Perspektive des Zeitgenossen ähnelt immer dem Stochern im Nebel und die Zuflucht zu Metaphern (“Wasch mir den Pelz...”) und Analogien (“Kreuzzug für die Freiheit”) ist häufig das einzige, was Politikern wie Wissenschaftlern in Zeiten des Schocks und des daher wachsenden Orientierungsbedarfs bleibt. Die Wahrheit des Scheins, die die Wissenschaft scheut und daher im Begriff der Wahrscheinlichkeit versteckt hat, ist deshalb aber nicht weniger wirkungsmächtig. Wir können nur Vermutungen anstellen, aber wir müssen es auch, denn wir haben genauso wenig die Wahl, uns Vermutungen über die Zukunft nicht zuzumuten, wie wir die Wahl haben, in Zukunft nicht zu handeln.

Die Vermutungen, die die Zukunft der Weltpolitik in einer neuen Bipolarität sehen, grenzen an Zumutungen, weil sogar die Ängste, die während der alten Bipolarität herrschten, in der neuen Welt verblasen. So irrational das Abschreckungsdenken und die Kriegsführungsszenarien im bipolaren Zeitalter zwischen den USA und der Sowjetunion auch wirkten, so rational verhielten sich doch die Akteure. Vieles deutet darauf hin, daß die Welt zwischen den späten 1950er und den frühen 1980er Jahren am nuklearen Inferno wiederholt nur knapp vorbei geschlittert ist. Aber trotz aller krisenhafter Zuspitzungen gelang es, etwas zu bewahren, was wir heute rückblickend fast schon melancholisch als nuklearen Frieden bezeichnen. Ob in Moskau oder Washington, die Protagonisten konnten darauf setzen, daß sie es nicht mit Selbstmördern zu tun hatten, die sich selbst und ihre Völker blind in den Tod trieben. Es ging um Macht, nicht um die Vernichtung des Gegners in einem Heiligen Krieg. Das handlungsleitende Horrorszenarium war der nukleare Holocaust, nicht die Vision des hervorgehobenen Platzes im Jenseits nach dem Märtyrertod. Ronald Reagan mag tatsächlich geglaubt haben, daß er es mit dem “Reich des Bösen” zu tun hatte, als er Anfang der 1980er Jahre die Aufrüstung der USA beschloß und Amerika gegen die sowjetischen Invasoren Afghanistans mobilisierte. Aber er setzte sich schließlich mit ihnen an den Verhandlungstisch, weil die Aussichten nicht schlecht standen, vertragliche Regelungen zu treffen, die die Sicherheit beider erhöhte ohne ihre Macht über Gebühr zu verringern.

Die Bin Ladens der neuen Welt wollen nicht verhandeln, sondern vernichten. Die neue Zeit

wird deshalb wahrscheinlich viele Züge einer bipolaren Konfrontation aufweisen. Präsident Bush und seine wichtigsten Berater haben alle wissen lassen, daß, wie selten zuvor, scharf nach Freund und Feind geschieden werden wird. Jein wird keine Antwort sein, die in Washington verstanden wird. Die neue Welt wird in den Farben schwarz und weiß gemalt – und die Amerikaner lassen keinen Zweifel daran, daß sie den Pinsel führen werden und damit die Definitionshoheit erlangen wollen. Eine lange Zeit wird wohl vergehen, bis Grautöne und Differenzierungen wieder erlaubt sind und wahrgenommen werden. Wenig spricht im Moment dafür, daß die Bin Ladens diese Zeit verkürzen werden. Die meisten derjenigen, die sich bislang auch noch zu den Mächtigen gerechnet hatten, haben es verstanden und bereits angefangen, sich in dieser häßlichen neuen Welt einzurichten. Ganz vorsichtig melden sich hier und da zwar auch noch die Diplomaten, die zur Besonnenheit mahnen und beispielsweise vor dem undifferenzierten Gebrauch des Wortes “Krieg” warnen. Manchmal hinterlassen sie auch ihre Handschrift, etwa wenn sie in letzter Minute noch durchsetzen, daß der NATO-Beschluss den Amerikanern statt “jedweden” nur “den” Beistand der Verbündeten zusichert. Unterm Strich sind dies aber Kleinigkeiten, die nicht mehr zählen.

Gerhard Schröder hat verstanden. Er mag zwar, wie wir alle, noch nicht begriffen haben, worauf er sich eingelassen hatte, als er “die uneingeschränkte, ich wiederhole: die uneingeschränkte Unterstützung” Deutschlands im Kampf gegen den neuen globalen Terrorismus zusagte, aber als Bundesrepublikaner kennt er noch die ersten beiden Lektionen der Bipolarität: Lektion 1: Wer im falschen Lager steht, wird es zu spüren bekommen; Lektion 2: Wo Du stehst, wird nicht in Deiner Hauptstadt entschieden, sondern in den Entscheidungszentren der beiden dominierenden Pole. Joschka Fischer kennt diese Lektionen auch, aber als guter Bonner Republikaner versucht er soviel Handlungsspielraum zu retten, wie zu retten ist. Viel wird nicht bleiben. Die Berliner Republik wird nicht wieder auf den Status eines “politischen Zwerges” reduziert werden, aber die “große Macht in Europa”, der Gerhard Schröder vor zwei Jahren als Kanzler für mehrere Legislaturperioden vorstehen wollte, wird im Sog der Ereignisse und im Schatten der Amerikaner doch wieder sehr sehr klein wirken.

Zum besseren Verständnis der neuen Zeit werden wir in der alten Bipolarität einige Anleihen nehmen können. Der Blick in diesen Baukasten der Geschichte zeigt aber auch sofort auf, wie krass sich die Rahmenbedingungen unterscheiden. Kennzeichen der alten Bipolarität war das nukleare Gleichgewicht des Schreckens. In der neuen Bipolarität dominiert ein krasses Ungleichgewicht des Schreckens. Gleich sind sich die beiden Pole in der Entschlossenheit, für ihre Ziele zu kämpfen und gleich sind sie sich auch darin, daß sie über Massenvernichtungsmittel verfügen. Wofür sie zu kämpfen bereit sind und wie weit sie dafür gehen würden, darin unterscheiden sie sich allerdings gewaltig. Wie lange die Differenz noch so krass ausfällt, hängt jedoch ganz wesentlich davon ab, wie die nächsten Stufen der Eskalation ausfallen. Daß im Zeitalter der Globalisierung Taschenmesser in Verbindung mit Linienflugzeugen als Massenvernichtungswaffen gelten müssen, läßt ahnen, auf welche

Zerstörungen wir vorbereitet sein müssen, wenn Heilige Terrorkrieger und die letzte Supermacht aufeinander prallen. Und daß der zivilisierte Umgang miteinander der Gewalt nicht selten als erstes zum Opfer fällt, zeigt die Geschichte zuhauf. Zivilisierte Konfliktlösung ist allerdings auch eine der stärksten Waffen im Arsenal der freien Welt. In gewisser Weise ist dies die schärfste und punktgenaueste Waffe der USA, auch wenn dies im Moment des Zorns schwer nachvollziehbar erscheinen mag. Die Kehrseite des Ungleichgewichts des Schreckens ist nämlich auch das krasse Ungleichgewicht der Hoffnung in der neuen bipolaren Welt. Die Bin Ladens mögen wissen, wofür sie sterben, sie wissen sicher nicht wofür sie leben. Die gedemütigten und nicht selten gefolterten Frauen im Afghanistan der Taliban wissen noch nicht einmal, wofür sie sterben. Daß ein Leben ohne Angst und Gewalt, daß ein Leben in Freiheit und Gerechtigkeit auch für diejenigen möglich ist, die sich dieser Chancen in Teilen der islamischen Welt durch den Westen beraubt fühlen, das ist die Botschaft des Westens die im Donner der kommenden Gewalt nicht untergehen darf, die der Westen weiterhin behutsam vermitteln muß.

Guter Rat ist in Zeiten, in denen sich die Zukunft auf Gewaltoptionen verengt, so teuer wie rar. Was in Zukunft möglich oder gar wahrscheinlich ist, wird nach der Vergeltung der USA und vielleicht erneut nach einem weiteren Eskalationsschritt der Bin Ladens neu zu bedenken sein. Mit hoher Wahrscheinlichkeit aber werden wir diese Schritte auf absehbare Zeit vor dem Hintergrund eines bipolaren Paradigmas denken müssen. Bis auf weiteres bleibt nur die Hoffnung, daß wir auch diese Bipolarität überleben.

*Der Verfasser ist Professor für Politikwissenschaft an der Universität Frankfurt und Forschungsgruppenleiter bei der Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung*